

Mundart und Schriftsprache

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **20 (1936)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419773>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). — Druck: E. Flück, Bern.

Mundart und Schriftsprache.

Von einer „schweizerdeutschen Schriftsprache“ brauchen wir nicht mehr zu reden. Baer will zwar seine „eidgenössisch-alemannische Aktion“ (er scheint gemerkt zu haben, daß es außerhalb der Schweiz auch noch Alemannen gibt) mit einer Schar eifriger „Aktivist“ von Zürich, Bern und Basel kraftvoll fortsetzen. Eine Rechtschreibung habe er schon beisammen; eine Zeitschrift soll nächstes Jahr erscheinen. Wenn die Leute Mundartkurse für Auslandsschweizer einrichten und alte Mundartwerke neu herausgeben, wird auch niemand etwas dagegen haben, im Gegenteil. Aber seinen Hauptplan lehnen auch die paar Nachzügler in der Presse noch ab. Erwähnt sei nur noch eine Besprechung in Nr. 5 der „Annalen“ (von Karl Schmid), der mit Recht aufmerksam macht auf eine Stelle (S. 132) in Baers Buch, die auf das ganze Wesen dieses eidgenössischen Seelenretters ein merkwürdiges Licht wirft:

„Daß die nationale Abschließung der Völker voneinander von allen vernunftmäßig Denkenden, der Idee einer rationalen Weltwirtschaft Verfallenen als Wahnsinn und selbstmörderische Frennung empfunden wird, zeugt gerade für ihren tieferen göttlichen Sinn. Denn die Weisheit der Welt ist noch immer Torheit vor Ihm; und die Wege, die Er uns führt, widersprechen noch heute menschlicher Berechnung und Vernunft“.

Wir wissen ja, daß die menschliche Vernunft ein unzuverlässig Ding ist, aber was haben wir Besseres, wenn wir nicht wissen, wie wir das Vaterland retten sollen? Nach Baers Logik müßten wir in allen Lebensfragen zuerst feststellen, was vernünftig ist, und dann das Gegenteil tun. Oder aber — etwas einfacher — Baer fragen; denn Gott ist Gott, und Dr. Baer ist sein Prophet! Er wird Mut schöpfen aus der Tatsache, daß die menschliche Vernunft seinen Plan bis jetzt ziemlich deutlich abgelehnt hat; denn das zeugt gerade „für seinen tieferen göttlichen Sinn“. Abgelehnt hat ihn freilich bis jetzt die Vernunft von uns gewöhnlichen Menschen. Auch der Verleger beklagt sich, wie Baer öffentlich erzählt, über den geringen Absatz des Büchleins. In Zürich hat innert zwei Monaten zur Besprechung der Mundartfrage ein halbes Duzend Versammlungen stattgefunden: im Verein ehemaliger Gymnasiasten, in der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur (zweimal), im Verein schweizerischer Schriftsteller, in der Neuen Helvetischen Gesellschaft (zweimal). Die Versammlungen besprachen die Frage auf Grund eines Vortrages von Prof. Dieth, der zwar in der Mundartpflege weiter geht, als wir gehen möchten, aber die entscheidende Forderung Baers: den Uebergang zur schweizerdeutschen Schriftsprache, entschieden ablehnt. Auch in der

jeweiligen Aussprache haben die meisten Redner seinen Plan verworfen; am deutlichsten scheint die Ablehnung im Kreise der Schriftsteller gewesen zu sein, also sozusagen bei den Nächstbeteiligten. Auch auf dem Lande (in Meilen) hat er's schon versucht, Anhänger zu gewinnen, aber auch Widerspruch gefunden. Er versteht es vortrefflich zu schildern, wie ihm jetzt, seitdem er (als Pfarrhelfer) seine Predigten zürichdeutsch schreibe, die Worte ganz anders aus der innersten Seele strömen als früher in der hochdeutschen „Fremdsprache“; aber wenn er dann in öffentlichem Vortrage seine Gegner in freilich urchigem Züridüütsch „Schnörewagner“ nennt, denen man „d' Schnöre verhaue sött“, so zweifelt man dann trotz der urchigen Sprache wieder an der christlichen Aufrichtigkeit des Herrn Pfarrers. Ein Fanatiker!

Also eine schweizerdeutsche Schriftsprache ist nicht zu befürchten. Dagegen soll offenbar für die Mundart etwas geschehen, und das ist recht. An jenen Versammlungen sind zwei Entschliessungen gefaßt worden: die Helvetische Gesellschaft will einen Ausschuss einsetzen, der den Schutz der Mundart mit praktischen Maßnahmen an die Hand nimmt. Die Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur wird eine Eingabe an die zürcherische Erziehungsdirektion richten mit dem Gesuch, die Frage des Mundartschutzes in den Schulkapiteln besprechen zu lassen und die Erziehungsdirektionen der andern deutschschweizerischen Stände zur Prüfung anzuregen. Als Begleitung werden einige Vorschläge für die Arbeit der Schule mitgegeben. Die Hoffnung besteht also, daß etwas zum Schutze der Mundart geschehe; die Frage ist jetzt nur, wie weit man gehen solle, und die Sorge, daß man nicht übers Ziel hinauschieße. Dieth betrachtet die Entstehung einer schweizerischen Mittelsprache bei der heutigen Bevölkerungsmischung als unabwendbar und möchte sie einigermaßen regeln; den Gedanken einer förmlichen „Kodifikation“ scheint er aufgegeben zu haben; auch die Schriftstellerversammlung hat davon nichts wissen wollen, so wenig wie von einigen seiner übrigen Schutzmittelchen: der mundartlichen Beschriftung der Straßen und Plätze (Märtgäß, Chriüzplatz), der Rückkehr der Geschlechtsnamen Weiß, Geiger, Schneider usw. zu Wyß, Giger, Schnider auch im amtlichen Verkehr. In der Volksschule möchte er die Einführung der schriftdeutschen Unterrichtssprache von der 3. auf die 4. Klasse verschoben sehen — was der Schriftsprache wohl mehr schaden als der Mundart nützen würde. Er fordert auch mundartliche Fibeln und Lesehefte, — das erste halten wir für grundsätzlich falsch, das andere für empfehlenswert — ferner „systematischen“ Unterricht in der Mundart, wo-

möglich in einer besondern Wochenstunde — das erste klingt uns zu unbestimmt; die besondere Wochenstunde empfehlen wir auch, aber Dieth sagt nicht, woher er sie nehmen will, während wir wenigstens sagen, woher wir sie nicht genommen wissen wollen, nämlich nicht von der bisher der Muttersprache gewidmeten Stundenzahl. Mit seiner Forderung einer einheitlichen mundartlichen Rechtschreibung sind wir durchaus einverstanden, aber nicht für die Schule, sondern für die mundartliche Dichtung, die dann in der Schule gepflegt werden kann. Vor allem aber möchte Dieth, daß wieder mehr Mundart gesprochen werde, wo heute Schriftdeutsch „Mode“ sei, „bi zahlreiche Glegeheite“ (was zwar nicht gerade urchig klingt), auch in der Predigt. Gewiß kann in volkstümlicher Politik und im Vereinsleben da mehr geschehen als bisher, aber man bedenke auch: wenn wir so wenig als möglich schriftdeutsch sprechen, so verlernen wir die Fähigkeit dazu, denn die will auch geübt sein. Uns kommt es weniger auf die Masse an mundartlicher Rede an als auf die Güte der Mundart, und wenn Dieth das sprachliche Gewissen auch in dieser Richtung wecken will, hat er recht. Es ist in den meisten dieser Vorträge, besonders jeweilen in der folgenden Aussprache, allerlei Mundart gesprochen worden, die keine Mundart mehr war; Dieth z. B. möchte „im richtige psychologische Moment“ (der richtige Moment ist immer der psychologische und umgekehrt) „en sprachliche Standard uffchtele“. Wenn er die Mundart vor allem „i der persönlichste Sphäre“ benützt wissen wollte, hatte er gewiß recht, aber urchig mundartlich war das nicht gesagt. Er hält es für „psychologisch und geistig verderblich“, daß wir ständig zwischen zwei Sprachformen umherschwanken; wenn aber zu Schriftdeutsch und Schweizerdeutsch noch Griechisch kommt, wird es nicht klarer, im Gegenteil, — oder was ist hier der Unterschied zwischen psychologisch und geistig? Ein Pfarrer sprach mit Begeisterung für die Mundart und erklärte: „Jedi Schpraach ischt doch der Ausdruck eines beschtimmten Geisichtes“ (das war „der Ausdruck eines zimli unbeschtimmten Geisichtes“). Ein Dr. phil. sprach vom „feelsche Duktus der Schprachführig“. Baer erklärte, sein Ideal wäre das Zürichdeutsch seiner Großmutter, und er werde seine Aktion „mit ere vil größere Vere“ als bisher „zum Sieg führe“ (ob die Großmutter dieses Zürichdeutsch verstanden hätte?). Aber es ist eben verteuftelt schwer, eine solche Aussprache in reiner Mundart durchzuführen, und selbst dem Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, der nach dem Beispiel der andern schweizerdeutsch sprechen zu müssen glaubte, unterließ der schöne Satz, man sollte „a d' Preß gelange“.

Hoffen wir, die Bewegung bleibe in vernünftigen Bahnen und hüte sich vor Uebertreibungen.

D's Evangelium Lukas bärndütsch

vom Johann Howald. Verlag: Buechhandlung vo dr En. Gesellschaft z' Bärn. 1936 (Preis 2 Fr. 50).

Nach der eigenartig kräftigen plattdeutschen Uebersetzung des Neuen Testaments, die 1933 Johannes Jessen herausgegeben hat, war zu erwarten, daß nun auch ein schweizerdeutscher Versuch gemacht werden würde; das plattdeutsche Vorbild mußte mächtig dazu anreizen. Die Vorrede gibt denn auch die Anregung durch Jessen zu. Auch daß man zuerst die Uebersetzung eines einzelnen Buchs der Bibel, und voraussichtlich eines der vier Evan-

gelien, unternommen werde, war gegeben; man mußte mit dem leichtesten Teil der Aufgabe beginnen¹⁾. So haben wir denn jetzt ein Stück Bibel auf Berndeutsch vor uns. Und ich gestehe, daß mich das freut. Ich denke auch, daß es im Kanton Bern Lehrer, besonders aber Sonntagschullehrer gibt, die von dem Büchlein Gebrauch machen werden, obgleich für diese Zwecke bereits brauchbare Lehrmittel zur Verfügung stehen und der bodenständige bernische Pietismus Leute von jeher besitzt, die aus eigener Kraft biblische Geschichten in echter Mundart zu erzählen vermögen.

Bei der Beurteilung einer Bibelübersetzung kann man von verschiedenen Forderungen ausgehen und entweder vor allem wissenschaftliche Treue der Wiedergabe verlangen oder kraftvoll echte Sprachkunst; auch steht der Uebersetzer vor der Frage, ob er sich aus praktisch-erzieherischen Gründen an den vertrauten lutherischen Wortlaut anschließen oder von diesem sich völlig freimachen sollte, beides läßt sich verteidigen. Sowald scheint nicht zuerst an eine wissenschaftlich genaue Wiedergabe der griechischen Vorlage gedacht zu haben. Die Lutherbibel aber ist einem im Schuldienst ergrauten Lehrer natürlich so lieb geworden, daß es verwundern mußte, wenn sie ihm nicht bei aller Verwurzelung in der Heimatsprache eben doch als die eigentliche richtige und wirkliche Bibel von selber unverdrängbar vorschwebte, während er dolmetscht. So ist denn dieses Büchlein zwar ein berndeutsches Stück Bibel, aber keine sprachschöpferische Tat. Diese Uebersetzung gleicht eigentlich weniger der plattdeutschen Jessens, an die sie sich immerhin da und dort anlehnt, als etwa der (ebenfalls plattdeutschen) Bugenhagens, die 1885, wohl etwas der Sprachform unserer Zeit angepaßt, in Kropf wieder herausgegeben worden ist und kaum viel anderes bietet als die Uebersetzung Luthers in plattdeutschen Wortformen. Schwerlich wird ein Leser bei Howald für sein Verständnis des Evangeliums etwas finden, was über Luther hinausführt.

Ob wohl der betagte bernische Uebersetzer oder ein Nachfolger sich daran machen wird, weitere Stücke der Heiligen Schrift zu verberndeutschen? Ich denke, das würde sich kaum über die erzählenden Bücher hinaus führen lassen. Die langen und vollgeladenen Sätze der paulinischen Briefe berndeutsch wiederzugeben, wird schwerlich gelingen. Jessen und vor ihm ein Ungenannter (für die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, Berlin 1931) haben das Wagnis mit dem plattdeutschen Neuen Testament auf sich genommen. Allein ihr Niederdeutsch hat eine andere, stärkere literarische Ueberlieferung und Stütze als unser Schweizerdeutsch. Zudem: den Stil Howalds mußte man dann verlassen und sich, wie schon Jessen, zu einer Wiedergabe entschließen, die nicht bloß Bibelübersetzung, sondern bereits Bibelklärung ist. An der Bibel kann es lernen, wer es sonst noch nicht gemerkt haben sollte: zu allem ist unsere Mundsprache nicht geschickt, für die Wiedergabe der Bibel bedarf es einer ausgebildeten Sazkunst, die wir erst schaffen müßten, und diese erneuerte alemannische Sprache wäre dann nicht mehr die uns vertraute und unerseßlich teure Herzenssprache.

Howald hat begonnen; es sei ihm dafür gedankt. Entweder bleibt es bei diesem Anfang, dann wissen wir,

¹⁾ Der Provenzale Mistral hat, offenbar durch die heimische Landschaft angeregt, sich zuerst an das erste Buch Moses, das Buch der wandernden Hirten, gemacht: La Genèsi.